Im Gespräch mit Theophil Spoerri, Spitalseelsorger : ...bis ans Ufer des Flusses

Autor(en): **Ryser, Werner / Spoerri, Theophil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2002)**

Heft 1

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-843282

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Im Gespräch mit Theophil Spoerri, Spitalseelsorger

... bis ans Ufer des Flusses

Vor rund zwanzig Jahren gab er sein Gemeindepfarramt in Basel auf. Seither ist er Spitalseelsorger. Durch seine Arbeit, schreibt er, «habe er oft mit Menschen zu tun, welche das Sterben selber unmittelbar, haut- und seelennah erfahren, sei es als Sterbende oder als nahe Angehörige»[1]. Die Begleitung von Menschen auf dem Weg vom Hier zum Dort gehört zum Tagwerk von Theophil Spoerri.

Weshalb haben Sie diese Aufgabe gewählt?

Ich bin gerne Seelsorger. Das Gespräch mit Einzelnen oder Gruppen in Rede und Gegenrede entspricht mir mehr als die Ansprache an ganze Gemeinden in der Predigtsituation.

Als er seine Arbeit als Spitalseelsorger aufnahm, schreibt Spoerri in seinem Buch, habe er keineswegs die Absicht gehabt, in erster Linie sterbende Menschen zu begleiten. Es stelle sich ja die Frage, führt er weiter aus, ab wann jemand als «Sterbender» gelte. Eine Seelsorgebeziehung fange oft an, wenn ein Mensch noch erwarte, dass seine Krankheit geheilt werden könne.

In meiner Arbeit ist es der Krebs, die Leukämie, die im Vordergrund steht. Es ist eine Krankheit, die meistens überraschend auftritt, gegen die man sich mit allen Mitteln zu wehren versucht.

Überraschend?

Natürlich wissen wir alle, dass wir einmal sterben. Gleichwohl: der Tod ist immer für die anderen da. Selbst hier bei den Leukämiekranken, wo man in grosser Klarheit über die Krankheit und die Überlebenschancen aufgeklärt wird. Man weiss, dass man an der Krankheit sterben kann, aber auch an der Therapie. Doch selbst da ist man gewiss, dass man zu jenen 50% gehört, die gesund werden, zu jenen, die ein Plus vor ihrem Namen haben, nicht ein Minus. Mir selbst geht das nicht anders. Auch wenn ich seit 20 Jahren mit Sterbenden zusammen bin. Ich selber war noch nie in Todesnot, und so kann ich über mein eigenes Verhalten in der konkreten Situation nur mutmassen.

Hauptmotiv des mittelalterlichen Totentanzes war es zu zeigen, dass jedermann, ob hoch oder niedrig, ob arm oder reich, sterben muss. Gilt das auch heute? Stirbt der Reiche gleich wie der Arme? Sind im Sterben und im Tod alle gleich, wie uns das die Totentänze glauben machen wollen?

Der Unterschied zwischen reich und arm ist nicht gross. Wenigstens im Spital nicht. Letztlich ist es unwichtig, ob man vom Professor oder von einem Oberarzt betreut wird. Natürlich ist der «Hotelservice» des Erstklasspatienten luxuriöser. Aber gerade bei Leukämiekranken erfolgt die Pflege in einem Verhältnis Eins zu Eins im Einzelzimmer. Hier hören die Unterschiede auf.

Das stimmt zweifellos. Allerdings, draussen, jenseits der Klinikmauer, gibt es Differenzen. Was man im Mittelalter möglicherweise nicht wusste oder nicht wissen wollte: wirtschaftlich gut situierte Menschen leben nicht nur länger, sie leben auch länger gesund. Doch das ist lediglich eine statistische Wahrheit, unerheblich für den Einzelnen, der betroffen ist.

Was auffällt: Der Tod war im Mittelalter öffentlich. Die Seuchentoten sah man wie die Hungertoten. Soldaten drangen plündernd und mordend in

Der Tod zum Pfarrer – Pfarrer Felix Felix

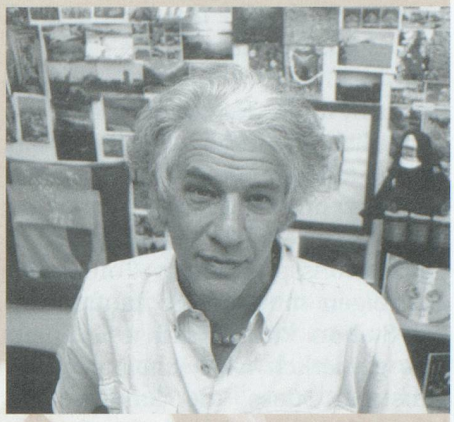
Städte ein. Es gab öffentliche Hinrichtungen. Und so begannen die Menschen, inmitten von Pest, Missernten und Kriegen, Totentänze zu malen, möglicherweise um das Schreckliche zu verarbeiten: Der Tod, dargestellt als Gerippe, fordert Angehörige aller Stände zum Tanz auf. Der moderne Mensch scheint anonymer zu sterben als damals, der Tod hat keinen Platz in der urbanen Industriegesellschaft.

Nun, da gibt es ja den Tod in den Medien. Die Öffentlichkeit findet im Wohnzimmer statt. Ich weiss nicht wie viele Arten zu sterben, wie viele Tote täglich im Fernsehen gezeigt werden. Aber irgendwie schämt man sich einfach so zu sterben – «banal» zu sterben.

Schämen?

Jung, schön, effizient, erfolgreich – das sind Werte, die in unserer Gesellschaft zählen. Sie passen nicht zum Sterben. Denken Sie an alte, behinderte Menschen, die in ihrer Wohnung sterben, ohne dass es jemand merkt. Die Gesellschaft schämt sich, dass gestorben wird. Alte werden im Pflegeheim versorgt. Aus den Augen, aus dem Sinn. Auch das hat mit Scham zu tun. Wir betreiben Etikettenschwindel. Wir nennen Alte «Senioren», oder «ältere Menschen», auch wenn sie weit über 80 sind.

Theophil Spoerri



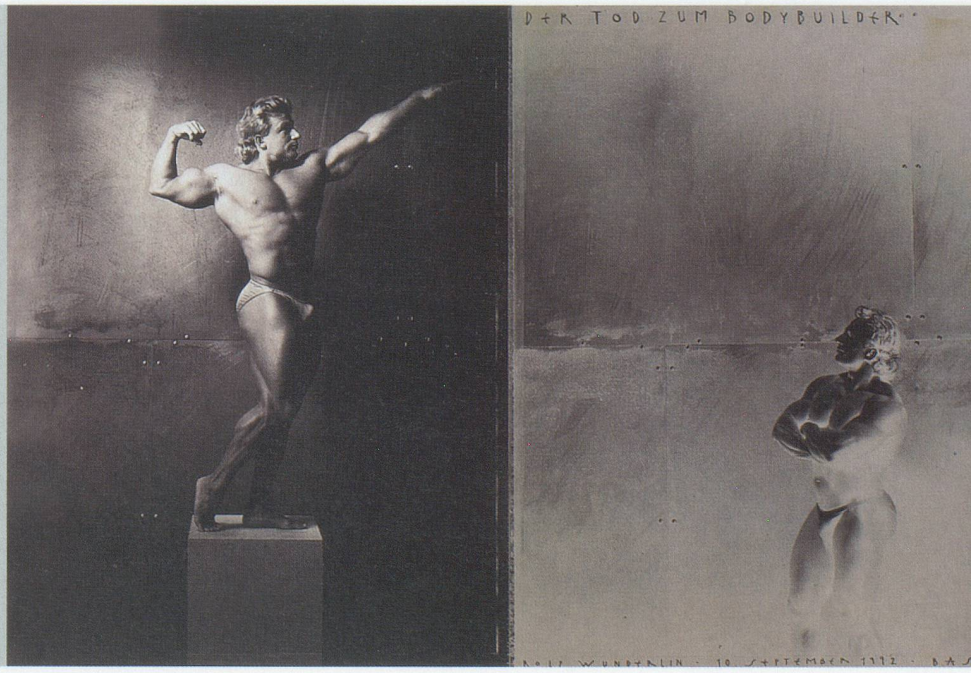
«Ich wurde 1939 in Rumänien unter dem Namen Theophil Feinstein geboren. Mein Vater war rumänischer Jude. Meine Mutter (eine geborene Spoerri) war als stellenlose bernische Lehrerin nach Rumänien gegangen und heiratete 1928 Isaac Feinstein. Die beiden hatten sechs Kinder, ich bin das jüngste. Wir lebten in der Stadt Jassy im Nordosten Rumäniens. Die Hälfte der Bevölkerung von Jassy war jüdisch, etwa 50 000 Menschen. Im Juni 1941 kam es zu einem Pogrom, dem grössten in Rumänien, in welchem mein Vater zusammen mit rund 11 000 andern Juden umgebracht wurde. Meine Mutter als Nichtjüdin und wir Kinder als Halbjuden blieben verschont. Im Herbst 1942, etwa ein Jahr nach der Ermordung meines Vaters, gelang der Mutter mit ihren sechs Kindern die Rückkehr in die Schweiz. Hier hat sie für sich und ihre Kinder wieder ihren ursprünglichen Schweizernamen angenommen.»

Aus: «Geschichten vom Übergang»[1]

Memento Mori:
Bedenke, dass du sterblich bist!

Nun gibt es aber auch bei uns in den Alpen Gegenden, wo Tote während drei Tagen im Beinhaus aufgebahrt werden, damit die Dorfgemeinschaft Abschied von ihnen nehmen kann. Da findet keine Verdrängung statt. In der Nacht nach der Beerdigung sitzen Angehörige bei Wein, Brot und Käse am Grab, um den Verstorbenen auf seinem ersten Wegstück in eine andere Welt zu begleiten.

Ja, das ist schön. Das hat etwas Archaisches. Bei uns macht man das nicht mehr. Wahrscheinlich würde die Friedhofverwaltung einschreiten. Es könnte ja verboten sein. Das Hörnli ist nachts geschlossen. Der Tod wird an den Rand gedrängt. Denken Sie an den Kannenfeldgottesacker, der in ei-



Der Tod zum Bodybuilder – Rolf Wunderlin

nen Park umgewandelt wurde, sobald sich die Stadt über ihn hinweg nach Westen ausbreitete.

Das trifft in der Tat zu. Auch die Basler Verkehrsbetriebe verdrängen das Thema aus dem Bewusstsein. Schon vor Jahrzehnten fand es die Direktion offenbar unschicklich, dass Besucher des Kantonsspitals beim «Totentanz» aussteigen mussten. So taufte man die Station kurzerhand um. Ebenfalls genierlich war, scheint es, der Umstand, dass die kauffreudige Migros-Kundschaft bei der Station «Wolfgottesacker» das Tram verlassen musste. Seit einem Jahr heisst die Haltestelle neu «M-Park». Pflegen wir urbanen Menschen überhaupt noch einen Totenkult?

Nicht in der plakativen Form wie in den Totentanzdarstellungen, auch nicht in der Predigt. Am ehesten im Gespräch mit Einzelnen und in Gruppen. Dann natürlich an der Fasnacht. Schliesslich gibt es die veröffentlichten Fantasien in Film und Theater. Das alles sind wohl Formen des Totenkultes. Was heute fehlt, ist das mittelalterliche Memento Mori. Das Bewusstsein der Allgegenwärtigkeit des Sterbens. Der mittelalterliche Mensch machte die Erfahrung des Todes: Wenn vier von sechs Kindern starben, wenn eine Grippe oder Lungenentzündung tödlich war, ganz zu Schweigen von den Seuchen und Hungersnöten. Man starb in der Stube, umgeben von seiner Familie. Das Memento Mori im Hinblick auf Gottes Gericht gibt es heute nicht mehr. Das gehört in die Jahrhunderte vor der Aufklärung. In der heutigen Zeit hat das nicht mehr Platz.

Theophil Spoerri berührt hier etwas, das Hans Holbein der Jüngere erstmals auch in einem Totentanz darstellte: Den Versuch, einen Zusammenhang zwischen Leben und Sterben herzustellen. Der Tod als der Sünde Sold.

Ja, der Tod als Lohn für seine Taten. Du musst für das bezahlen, was du getan hast. Das sind Aussagen des Alten Testamentes. Diesen Gedanken finden wir aber auch beim Apostel Paulus. In diesem Zusammenhang kommt mir der «Lübecker Totentanz» in den Sinn, wo der Tod den Bauern auffordert:

«Tritt ein in den Reigen, Ackerbauer!»

Darauf antwortet der Bauer:

«Mit Tanzen weiss ich nicht Bescheid,
ich hab mein ganze Lebenszeit
mit schwerer Arbeit hingebracht
trug Sorg und Müh bei Tag und Nacht,
wie ich den Acker dazu brächt,
dass er viel Ernte geben möcht.
Stets war ich bang um Zehnt und Pacht;
Deiner hab' ich nicht gedacht.»

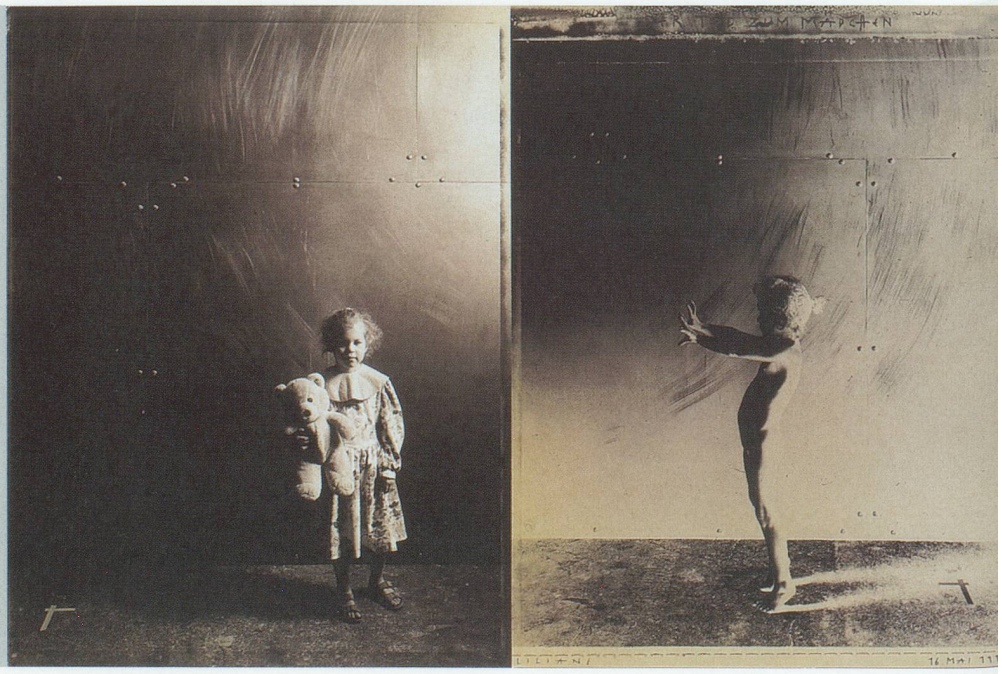
Und dann der Tod:

«Wenn ich dein Tagwerk wohl anseh,
mein ich, dass Gott dich nicht
verschmäh.
Dein Einsaat ist, wie auf dem Feld,
auch in dem Himmel wohl bestellt.
Gott wird dir alle Müh zumal
droben lohnen in seinem Saal.
Drum fürcht dich nun nicht allzu-
sehr ...»

Das ist schön. Der Bauer, der zwar keine Zeit fand, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen, wird dennoch getröstet. Seine Taten werden anerkannt.

Sie haben die Rolle des Seelsorgers gewählt, des Sterbebegleiters. Was werden an Sie für Erwartungen gestellt – von den Sterbenden, von den Angehörigen?

Mit aller Zurückhaltung: Uns Seelsorgern wird von Aussen eine Kompetenz im Umgang mit dem Tod zugesprochen. Das ist etwas Archaisches. Der Priester an der Schwelle vom Hier zum Dort. Ich spüre diese Erwartung: Der Pfarrer, der die richtige Geste kennen, das richtige Wort finden soll. Ich denke, dass ich, um einen modernen Begriff zu verwenden, die Rolle eines «Moderators» habe. Im Sterbezimmer herrscht oft grosse Unsicherheit. Die Angehörigen wissen nicht, wie man sich in dieser Situation zu verhalten hat. Ich lasse mir vom Sterbenden oder



Der Tod zum Mädchen – Liliane

den Angehörigen gewissermassen einen Auftrag geben. Mir fällt auf, wie oft Leute, die längst aus der Kirche ausgetreten sind, mich bitten zu beten. Es gehört wohl zu meinen Aufgaben, im Sterbezimmer «Regie» zu führen, ein Ritual zu leiten. Es kann vorkommen, dass wir ums Bett des Sterbenden einen Kreis bilden und uns die Hand geben. Manchmal singe ich im Sterbezimmer. Lieder können bei einem Sterbenden etwas berühren, was mit dem gesprochenen Wort nicht möglich ist.

Ein Ritual – des Abschiedes? Des Überganges? Der Priester in der Rolle Charons, des Fährmannes?

Nein, dieses Bild ist bei mir nie aufgekommen. Charon ist derjenige, der über den Fluss fährt, bis ans andere Ufer.

Aber Sie sind derjenige, der den Sterbenden ans Ufer führt?

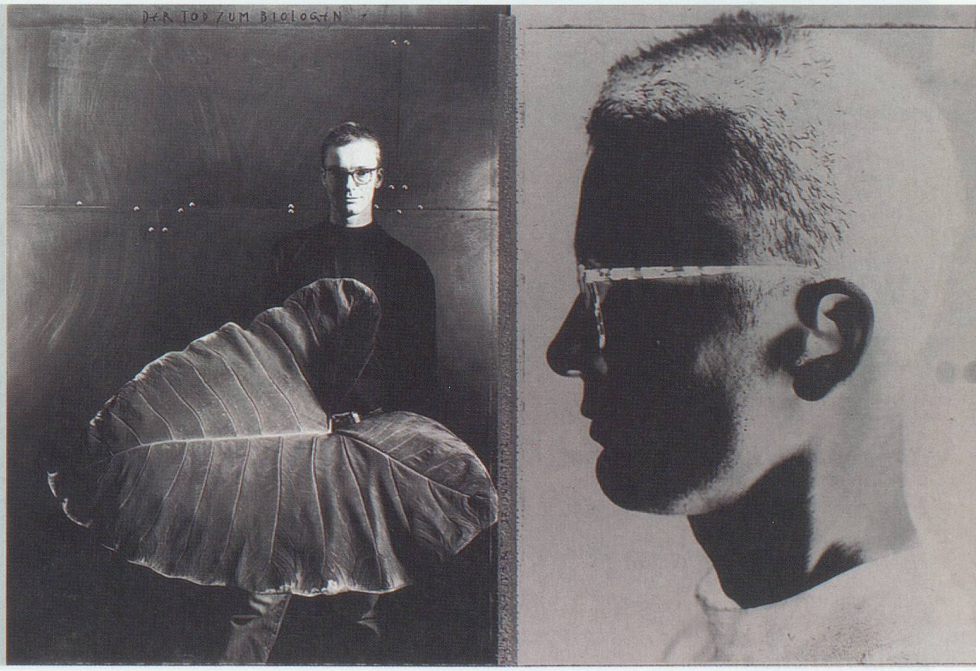
So kann man es sehen. Um beim Totentanz zu bleiben: vielleicht bin ich derjenige, der die Trommel hört oder die Harfe oder die Pfeife. Der Tod winkt und ich begleite den sterbenden Menschen ein Stück auf seinem letzten Weg. Mehr nicht.

Interview: Werner Ryser

Basler Totentanz anno 2001

17. Dezember 2001. Ich bin unterwegs zum Interview mit Theophil Spoerri. Das Thermometer zeigt 8 Grad unter dem Gefrierpunkt. So kalt war es im Advent seit Jahrzehnten nicht mehr. Vor dem mit einem Gittertor versperrten Gassenzimmer an der Spitalstrasse kauern frierend junge Menschen auf dem mit Abfall übersäten Trottoir, erbarmungswürdige drogenabhängige Gestalten. Sie dealen und mischeln. Gekauft und verkauft wird Heroin, das oft mit Puderzucker oder Mehl, manchmal auch mit Gips gestreckt ist. Not und Elend geben sich die Hand. Direkt daneben der Rossetti-Bau, ein futuristischer Kubus aus grünem Glas, entworfen von den Stararchitekten Herzog & Demeuron. Hier drinnen hat der Spitalseelsorger sein Arbeitszimmer. Der Zugang zum Gebäude ist vor den Fixern geschützt. Sie und ihr Abfall bleiben draussen. Eine hohe Mauer und ein Eingangstor, das sich erst geräuschlos öffnet, wenn man sich via Sprechanlage ausweist.
Um 18 Uhr dürfen die Elendsgestalten, darunter auch Minderjährige, für eine Viertelstunde in die Wärme des Gassenzimmers, um sich mit einer staatlich subventionierten sterilen Spritze Rauschgift in die Venen zu jagen, Rauschgift, dessen Besitz derselbe Staat unter Strafe stellt und dessen Konsum draussen auf dem Vorplatz eine Verbotstafel untersagt. Anschliessend ziehen sie weiter. Zum nächsten Gassenzimmer, zur nächsten sterilen Spritze. Die Fixer sollen nicht an Aids erkranken. Das Konzept ist einfach. In der Stadt Basel gibt es verschiedene Gassenzimmer, die zu unterschiedlichen Zeiten geöffnet sind. Damit wird verhindert, dass es an demselben Ort für längere Zeit zu jenen für Anwohner und Passanten so schwer erträglichen Ansammlungen junger Menschen kommt, die sich selber zu Grunde richten. So ziehen sie von Gassenzimmer zu Gassenzimmer, Tag für Tag, auch eine Art Totentanz. Ob ihnen bewusst ist, dass sie sich hier, neben dem Kantonsspital, in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Dominikanerklosters befinden, auf dessen Friedhofmauer der Tod die Menschen zum Reigen aufforderte?

[1] *Spoerri Theophil, Geschichten vom Übergang, Friedrich Reinhardt Verlag Basel/Berlin, 1994*



Der Tod zum Biologen – Jens Keller